



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Genrebilder aus dem österreichischen Südslavenlande. 2. : Der Grenzer.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lieben die Natur und der menschliche Herz!“ — so sind das Alles doch nur sehr wohlfeile Anticipationen, durch die sich das Drama ein Relief giebt, die aber auf seinen innern Gehalt keinen Einfluß haben. Der Gutzkow'sche Goethe ist nichts Anderes, als eine Reminiscenz jener Müllner'schen Jungen, die alle Weisheit dieser Welt durch Offenbarung anticipirt haben, und sie anwenden, um sich so unausstehlich als möglich zu machen.

Das Stück ist ein Beispiel für die Charlatanerie und Effecthascherei, die man so ziemlich in jedem der Gutzkow'schen Stücke nachweisen könnte, jene sonderbare Mischung von abhängiger Beifallsiebe, die sich in Trivialitäten geltend macht, und von strebsamer Eitelkeit, die nach Paradoxien jagt.

Gutzkow findet in der Vorrede den Grund für den geringen Erfolg seines Stücks in einem merkwürdigen Mangel der deutschen Theater. Es kommen nämlich in dem Stück vier Personen vor, die fertig französisch sprechen müssen, es fänden sich aber unter allen deutschen Theatern etwa nur zehn, in denen so viel Bildung zusammengebracht werden könne. — Wir wissen nicht, in wie weit dies richtig ist; wir würden es aber in jedem Fall für den kleinsten unter den unzähligen Vorwürfen halten, die man den deutschen Bühnen machen kann. Man kann ein gebildeter Mann sein, ohne fertig französisch zu sprechen. Gutzkow selbst sollte in dieser Beziehung milder urtheilen, da ihm in Folge seines Buches über Paris von Herrn Thiers, der in dieser Beziehung doch einiges Urtheil haben möchte, der Einwand gemacht worden ist, er sei des Französischen zu wenig mächtig, um auch nur zu verstehen, was man ihm sage.

Genrebilder aus dem österreichischen Südslavenlande.

2.

Der Grenzer.

Wer den Serben in Oestreich studiren will, der gehe in die Grenze. Hier, unter einem ganz eigenthümlichen militairisch-bureaufkratischen Verwaltungssystem, welches jede freie Bewegung der Nationalität, der Kirche und der Gesellschaft unmöglich macht, mag man am besten erkennen, daß eine gewisse zähe Kraft in dem serbischen Volke liegt. Seit hundert Jahren wird hier deutsch amtirt, in der Schule deutsch gelehrt, für den Katholicismus als Staatskirche Propaganda gemacht; aber Alles vergebens, der Serbe ist Serbe geblieben.

Das Leben des Grenzers von der ersten Jugend bis ins späte Alter ist das Leben des Soldaten: ein glänzendes Glend. Er verbrachte seine beste Zeit im Wach- und Cordondienste; erstern im Stabsorte seines Regiments, wo er acht

Tage lang auf eigene Verköstigung leben mußte, letztern am Gorden, der Grenze Oestreichs gegen die Türkei, wo er gleichfalls acht Tage und Nächte patrouilliren und oft genug hungern mußte, wenn er wie gewöhnlich nicht viel Zehrung vom Hause mitzunehmen hatte, für diesen Dienst und die Verköstigung des Soldaten zahlte die Regierung dem Grenzhause jährlich 8 Thaler: ein larger Lohn für den schweren Dienst, welcher den Mann mindestens 8 Wochen im Jahre traf, ungeachtet die Zeit, die er zum Hin- und Hermarsch brauchte, und das alljährliche vierwöchentliche Exercitium, mit welchem zusammengenommen der Mann durchschnittlich im Jahre zwanzig Wochen vom Hause abwesend war. Seit 1848 ist es etwas besser geworden; wol ist sich der Dienst gleich geblieben, aber der Soldat erhält während der Dienstzeit Löhnung und Brod, so daß er wenigstens in dieser Hinsicht dem Hause nicht zur Last fällt. Uebrigens ist diese Errungenschaft mit dem Blute von mehr als 20,000 Mann erkauft, welche auf den Schlachtfeldern von Italien und Ungarn geblieben sind.

Der Grenzer ist, wie jeder Serbe, ein geborner Soldat; er theilt die guten und schlimmen Seiten seines Standes. Man würde irren, wenn man ihn mit dem kroatischen Bauer in Parallele setzen wollte. Der Grenzer weiß von keinem Herrn, er hat keinen angestammten Respect vor einem bessern Rocco als der seinige und hält Niemanden für vornehmer, als er selbst ist. Subordination kennt er nur im Dienste. Die militairische Rangordnung verwirrt ihn nicht; so wie er manchen seiner Kameraden zum Corporal und später zum Officier avancirt sieht, so denkt er sich auch den General als „von der Pike auf“ avancirt — eine Carrière, die er ja möglicher Weise selbst machen kann. Der „Tschessar“ (Kaiser) ist freilich mehr als ein anderer General, dies hindert jedoch nicht, daß er auch vom Corporal angefangen haben mochte, bis er es so weit gebracht. Der Grenzer spricht von und allenfals auch mit dem Kaiser wie von oder mit einem andern Officier; jene magische Person, welche der russische Czar dem Volke ist, kann ihm der „Tschessar“ nicht sein; denn dieser hat keine Tradition und keine Geschichte, er ist dem Grenzer eine Person, die, wie jeder andere General, da sein kann, aber nicht mit Nothwendigkeit da ist. Von gutgesinnter Schwärmerei kann bei dem Grenzer keine Rede sein; er thut seine Soldatenpflicht, wie er es gewohnt ist, und weiter Nichts.

Außer dem Dienste kümmert sich der Grenzer um seinen Commandanten selten und nur dann, wenn sich dieser seine Zuneigung zu erwerben verstanden hatte. Daß persönlicher Muth und Tapferkeit dem Soldaten imponirt, ist sehr natürlich; hierauf gründete sich auch die Zuneigung der Grenzer für den Ban Jelatschitsch, der wirklich ein tapferer Soldat ist, und durch seine persönliche Bravour den Soldaten hinriß. Hat aber der Grenzer für seinen Vorgesetzten keine Zuneigung, so ist auch sein Respect für diesen nicht einmal so groß, daß er ihn außer dem Dienste grüßen würde, wenn er es nicht thun muß. Der Grenzer ist niemals,

wie der Bauer, tölpelhaft, verlegen, wenn er mit einem Fremden spricht; er sagt, was er meint, unbekümmert ob es diesem recht ist oder nicht, denn Rücksichten hat er gegen Niemanden, außer gegen seine Aeltern.

Die Grenzer sind durchaus leichte Fußtruppen; nur die Schereschaner sind beritten. Die Schereschaner sind die Elite, die haute volée der Grenzer, und jeder von ihnen dünkt sich mindestens so viel als ein „jenseitiger“ (bosnischer) Pascha. Die Schereschaner sind nämlich Grenzsoldaten aus den am Türkencordon liegenden Compagnien, welche, weil sie sich im Dienste ausgezeichnet hatten, vom Wachdienste befreit sind, und blos zum Patrouilliren zu Pferd am Gordon gebraucht werden. Da sie in stetem Kampfe mit den Türken lebten, gab man ihnen auch türkische Waffen (Handschar und Pistolen im Gürtel und eine lange weittragende Flinte), und befreite sie vom Tragen der unbequemen Linienuniform, daher sie die serbische Volkstracht beibehalten haben, über welche sie nur den berücksichtigten rothen Mantel umhängen. Da sie, wie gesagt, stets am Gordon leben und mit der sogenannten gebildeten Welt in gar keine Berührung kommen, so kann man ihnen billiger Weise auch nicht zumuthen, daß sie civilisirte Manieren kennen sollten. Uebrigens ist es mit ihrem seit einigen Jahren so oft behaupteten Hange zum Kopfabschneiden und Kinderauffressen eben nicht weiter her, als mit anderen Fabeln aus jenen stürmischen Tagen; so gewiß es auch ist, daß die Schereschaner im „ehrliehen“ Kampfe, wie sie ihn mit Türken zu kämpfen gewohnt sind, auf den Kopf des Gegners mehr Rücksicht nehmen, als auf irgend welchen andern Theil seines Körpers, so ist es nicht aus berechneter Grausamkeit oder noch brutalerem Muthwillen, sondern aus Gewohnheit dieser rohen Kampfweise.

Abgesehen von dieser Schwäche sind sie die harmlosesten Söhne der Natur, welche Europa noch aufzuweisen hat. Im Jahre 1848, als alle Welt Politik trieb, thaten es auch die Schereschaner, welche, en passant gesagt, Russomanen und Panславisten waren, ehe es noch eine panslavistische Literatur gab. Der Panславismus liegt eben so gut im Blute des Serben, als die nationale Eitelkeit in dem Blute der „grande nation“. Im Jahre 1828 während des russisch-türkischen Krieges stimmte der Prota (Erzpriester) Mean in Gospitsch während jedes Gottesdienstes ein Gebet für den Sieg der russischen Waffen an; als er deshalb zur Verantwortung gezogen wurde, legte er vor dem Regimentscommandanten ein panslavistisches Glaubensbekenntniß ab, welches dem Kriegsministerium nicht unterbreitet werden konnte, weil dieses den Sinn desselben unmöglich begriffen hätte. Und nach dem Frieden von Adrianopel sang der kühne Prota ein Te Deum, als ob dies eine selbstverständliche Pflicht gewesen wäre.

Das nächstfolgende Proöbchen der Politik der Grenzer erlebte ich Ende 1848. Auf der österreichischen südlichen Staatsbahn reisend, traf ich in Würzzuschlag einen Trupp Schereschaner, welche, von Wien nach Hause geschickt, an diesem Orte ausruhten. Im Wartezimmer des Bahnhofes hatten sie sich um einen Tisch gesetzt

ihre rothen Mäntel und die Waffen vor sich hingelegt und politisirten. Als ich sie, die von allen Menschen gemiedenen, anredete, fingen sie mir an, ihr Leid zu klagen; erstens wollte ihnen der Traiteur „nicht einmal für Silberzwanziger“ Wein und Brot geben, und dann jammerten sie über vereitelte Hoffnungen, von denen ich, im Jahre 1848 außerhalb Oestreichs lebend, gar keine Ahnung gehabt hatte.

Ein weißbärtiger Rothmäntler führte das Wort; ich und ein östreichischer Officier, der serbisch verstand, waren die Zuhörer, denn die übrige Reisegesellschaft hatte sich, aus frommer Scheu vor den gefürchteten Kehlenabschneidern, in die entgegengesetzte Ecke des Wartesaals geflüchtet.

Nachdem der alte Heide die Einnahme Wiens geschildert hatte, ging er auf die Aula über. Ich gebe seine Erzählung so getreu als möglich wieder.

„Sage Euch“, fuhr er fort, „hatten uns auf Nichts in Wien so gefreut, als auf diese v—the Aula, welche das ganze Jahr Nichts als Unruhe anstiftete. Hatte Euch keine Ruhe und fragte einen Lieutenant von den Regulaschi (Linientruppen), der neben mir daherging, ob man uns das Ding zeigen werde, wenn wir in die Stadt kommen; freilich, sagte der Schwaba, werdet Ihr sie sehen. Gut, dachte ich, dann wissen wir auch, wie wir das Satansweib in unsre Hände bekommen.“

„Nun, hatten die Stadt genommen, und fragten nach der Aula; damit sie uns nicht entkomme, gingen wir alsogleich, wohin man uns gewiesen hatte. Wo ist die Aula? fragten wir; hier, sagten uns die Leute, und zeigten uns ein großes Haus. Gott Lob, dachten wir, sie ist also nicht fort, wir haben sie. Besetzten sogleich alle Ausgänge im Hause, und gingen Einige von den Unsrn hinauf, das Weib zu suchen; fanden aber Nichts, und schrien und wollten das Haus zerstören. Da kam aber mittlerweile ein granitscharski Kapetan (Hauptmann von den Grenztruppen) daher, und sagten wir ihm, wir wollten das Haus zerstören, denn die Aula müsse sich entweder in irgend einem Winkel verborgen halten oder wäre sie durchgegangen. Da lachte uns der Kapetan aus, und sagte uns, das Haus selbst hieße Aula.“

„Ich sage Euch, dies war die ärgerlichste Stunde meines Lebens — das Gewehr fiel mir aus der Hand und taumelte ich selbst, so daß mich ein anderer Mann halten mußte, sonst wäre ich zu Boden gestürzt.“

„Was sagst Du, Unglücklicher,“ schrien wir dem Kapetan zu, „die Aula wäre dies Haus? Und er sagte: Ja. Lieber Gott, wo war da unsre Freude! Wir sahen einander beschämt an — was sollte uns ein Haus in Wien nutzen?!“

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ich und der Officier während dieses sehr ernsthaft und mit kläglichen Geberden vorgetragenen Exposés so lachten, daß wir endlich für unser Zwerchfell besorgt zu werden begannen. Die Rothmäntler schienen es nicht zu begreifen, wie man über ihre Täuschung lachen könne; sie schüttelten

den Kopf, als ob sie dächten, daß wir närrisch wären. Der Officier erholte sich früher von seinem Gelächter, und frug den Erzähler, was sie denn eigentlich von der Aulä gehalten hätten.

„Hätten wir gewußt,“ erwiderte der alte Kehlenabschneider sehr ernsthaft, „hätten wir gewußt, daß diese v—te Aulä ein Haus wäre, so würde gewiß keiner von uns nach Wien gezogen sein. Aber wir hörten immer davon reden, die Aulä mache das ganze Jahr über Unruhe und Unordnung in Wien, und dachten weiter, der Satan von Weib könne uns daheim gute Dienste leisten, und wollten sie deshalb haben, um sie nach Bosnien zu schicken, damit sie die Türken verwirre.“

Wir sahen einander an; das Gespräch begann denn doch interessant zu werden.

„„Und wenn sie die Türken verwirrt hätte,““ fragte ich, „„so hättet Ihr wol auch Bosnien für den Tschessar erobert?““

„„Um, warum denn das,““ erwiderte der Alte fragend.

„„Ei, damit die Tschessarewina (das Kaiserthum) größer würde,““ sagte ich.

„„Um, das ist unnöthig, die Tschessarewina ist groß genug,““ replicirte der Rothmantel. „„Beläme die Raja Lust, so wäre es um die Türken geschehen, und hätten wir Bosnien, so könnten wir ja auch für uns sein.““

„„So, so, lachte der Officier, Ihr wolltet also dann selbstständig sein?““

„„Wir wollten es sein,““ meinten die übrigen Rothmäntel, und so bestätigte der Alte und seine Augen funkelten in einem seltsamen Feuer. „„Ich kenne das Land drüben wie meinen Garten — bin oft dort gewesen — es ist ein schönes Land die Raja und ist ein just so gutes Volk — wie die Granitschari (Grenzer). Und wer Bosnien hat, wird auch Albanien haben, und Serbien und Bulgarien und die Zrnagora — alles ein recht gläubiges Serbenland, und ein Reich so schön als nur irgend eines auf Gottes Erde, und ein großes Volk mächtiger als alle Völker. Wozu brauchen wir denn einen Herrn — könnten wir uns denn nicht selbst schützen?““

Dieser Gedankenflug überraschte uns nicht, aber wir schwiegen einige Minuten lang, während uns die Rothmäntel selbstgefällig betrachteten. Endlich ergriff der Officier das Wort.

„„Ihr macht Rechnung ohne Wirth,““ sprach er zu ihnen, „„habt Ihr denn nicht gehört, daß die Russen Zarigrad (Constantinopel) und das ganze Türkenreich haben wollen?““

„„Wenn die Russen Zarigrad haben,““ antwortete der Alte bedächtig, „so gehen auch wir zu ihnen.““

„„Und Euer Reich,““ replicirte der Officier. —

„„Unser Reich?““ fragte der Alte, den Officier erstaunt ansehend, „„unser Reich? Was unser ist, gehört auch unsren Brüdern; wer aber der stariji (älter, erfahrener, geistig überlegen) ist, der soll der Hausvater sein.““

Der Officier sah mich und ich sah die rothbemäntelten Diplomaten an; diese mochten wol meinen, wir hätten den Alten nicht verstanden und wiederholten im Chorus: „So ist's, der älter und weiser ist, soll der Hausvater sein.“

Das Resultat dieser Unterredung war die Ueberzeugung, daß das „Gift des Panславismus“ im slavischen Blute stecke; denn die Rothmäntel lesen keine Bücher, noch wurden sie von Comissairen bearbeitet, weil diese damals weder aus der Türkei noch aus Oestreich in die Berge der Rothmäntler eindringen konnten.

Während des ungarischen Feldzuges von 1849 suchte man die Grenztruppen ängstlich von jedem Zusammentreffen mit den Russen fern zu halten. Wo indessen Serben und Russen zusammen trafen, fraternisirten sie mit einander, erzählten einander von der Heimath, und schieden mit der Ueberzeugung, daß sie ein und dasselbe Volk sind. Auf diese Weise hat der Panславismus praktische Fortschritte gemacht, von denen der kühnste Ideolog nicht zu träumen wagte. Vielleicht ist dies der wichtigste Erfolg des russisch-serbischen Feldzuges in Ungarn, wenn auch der unerwartetste und unwillkommenste.

Die Serben sind eines der exclusivsten Völker, die ich kenne. Mögen sie in Ungarn, in Kroatien oder in der Türkei leben, nirgend vermischen sie sich mit anderen Völkern; der Serbe hat einen sehr großen Nationalstolz und sagt mit demselben Selbstvertrauen, mit welcher der Römer sich *civis romanus* nannte, er sei ein Serbe. Um aber Serbe zu sein, muß man außer legitim serbischer Abkunft ein Anhänger der slavischen Kirche sein. Die zum Katholicismus sich bekennenden Serben in Slavonien haben auf den serbischen Namen kein Anrecht, sie sind Schokzi, Katholiken, ohne jede Nationalität; eben so wird der Serbe die zum Islam sich bekennenden Serben in Bosnien niemals Serben nennen. Wer die slavische Kirche aufgegeben, hat auch die serbische Nationalität aufgegeben.

Dagegen sind aber auch die Serben, wo sie auch zerstreut leben mögen, immer Ein Volk; die Raja Bosniens, die Serben in Kroatien, in der Wojwodenschaft und im Fürstenthum Serbien nehmen an Allem, was die Einen oder die Andern betrifft, überall gleichen Antheil. Im Jahre 1848 hatte man Gelegenheit, sich von dem Solidaritätsbewußtsein des serbischen Volks zu überzeugen. Kaum hatten die Serben in Ungarn die Waffen gegen die Magyaren erhoben, so fanden sie schon Hilfe bei ihren Brüdern im Fürstenthum; und ich glaube behaupten zu dürfen, daß weder schöne Redensarten, noch Zwang die Serben in Kroatien vermocht hätten, gegen Ungarn zu ziehen, wenn sie nicht gewußt hätten, daß ihre Brüder im Banat und in der Batschka den Kampf gegen Ungarn begonnen und auf die Theilnahme ihrer Stammesbrüder gerechnet haben.

Diese Solidarität giebt aber der Haltung und den Bestrebungen des serbischen Volkes einen gewissen Nachdruck; dieses Volk, welches bis 1848 in Oestreich keinen andern Namen hatte als „griechisch-nichtunirte Unterthanen,“ hat

sich mit einem Schwertstreich Namen und die Anfänge einer nationalen und politischen Existenz errungen. Mit Takt hält es sich von all den Schlingen und Nezen, welche man ihm seit drei Jahren allerwege stellt, fern, klagt nicht, jammert nicht, macht keine Opposition und zeigt nirgends eine „incorrecte“ Gesinnung, ja es ertrug zwei Jahre lang die Verwaltung des Generals Mayrhofer, desselben, der sich bei den galizischen Mezeleien im Jahre 1846 so glänzend hervorgethan hatte.

Jetzt herrscht in allen serbischen Gebieten Oestreichs eine dumpfe, schwüle Ruhe und eine solche Theilnahmlosigkeit am Staate, daß man in Wien allen Ernstes glaubt, die Serben seien das schlechtestgestimmte Volk im ganzen Staate, weil sie alle Vorgänge der Regierung so betrachten, als ob sie dadurch nicht berührt würden, und als ginge sie Oestreich überhaupt gar Nichts an. Da sich aber nirgend eine incorrecte Gesinnung geltend macht, kann die Regierung gegen jene Haltung Nichts ausrichten, und ihre untergeordneten Organe machen ihrem Serbenhaffe durch Neckereien und Verfolgungen Lust, ohne die Serben aus ihrer Contenance bringen zu können.

Die Uebel der Centralisation.

De la grandeur possible de la France, faisant suite de la décadence de la France, par Mr. Raudot, membre de l'assemblée législative, auteur de la France avant la révolution.

Das Werk ist zwar vor dem Staatsstreich geschrieben, und kann daher auf die unmittelbare politische Entwicklung Frankreichs keine Einwirkung mehr haben. Allein da das gegenwärtige Regiment keineswegs die Bürgschaft ewiger Dauer in sich trägt, und da Frankreich, was es für politische Revolutionen auch noch durchmachen möge, immer wieder auf diese Ideen zurückkommen muß, wenn es einen wirklichen und dauerhaften Fortschritt machen will, so dürfte es nicht unpassend sein, die Ansicht des geistvollen Verfassers in ihren Hauptzügen mitzutheilen.

Von seiner frühern Schrift über den Verfall Frankreichs, die in kurzer Zeit hinter einander vier Auflagen erlebte, haben wir bereits Bericht abgestattet. Raudot hatte in derselben die gegenwärtigen Zustände Frankreichs in sehr düstern Farben dargestellt und als den ersten Grund derselben die über alles Maß ausgedehnte Idee der Centralisation nachgewiesen, welche unter dem alten Königthum nur angebahnt, durch die constituirende Versammlung von 1789 dagegen, und namentlich durch Napoleon, mit eben so bewundernswürdiger als verderblicher Consequenz durchgeführt war. Als wesentliche Folgen dieser Centralisation hatte